

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 62 (1972)

Artikel: Industrievolkskunde - Industriesoziologie - Heimatkunde

Autor: Burckhardt-Seebass, Christine

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Juni 1972 führte das Lehrerseminar Liestal (Herr Direktor Dr. ROBERT SCHLÄPFER) eine volkskundlich-heimatkundliche Arbeitswoche durch. Die Konzeption des Heimatkunde-Unterrichtes in den Primarschulen steht nicht das erstemal zur Diskussion. Erfreulich ist, dass diesmal auch die Volkskunde zur Neuformulierung der Lernziele beigezogen wurde. Durch Vorträge und Gruppenarbeiten wurden Methoden und Ziele der volkskundlichen Forschung an einigen Beispielen erörtert. Die Volkskunde kann als *Kulturwissenschaft* der Heimatkunde als *Kulturkunde* die notwendige kritische Distanz vermitteln. Weder eine romantische Verklärung der Vergangenheit noch ein sektiererisches Aufklärertum sind dem traditionellen Verhalten gegenüber angemessen. Als Beispiel für die gegenwartsbezogene Vorstellung dient das einleitende Referat von Frau Christine Burckhardt-Seebass zum Gruppen-Thema über Industrie-Volkskunde.

Th. G.

Industrievolkskunde, Industriesoziologie und Heimatkunde, – was haben sie miteinander zu tun? Die Heimatkunde möchte den kleinsten räumlichen Bereich, in dem sich das Leben des Menschen abspielt, «sein» Dorf, «seine» Gemeinde kennen und beschreiben, und dies doch wohl im Glauben oder in der Hoffnung, damit den Ort zu erfassen, an dem der Mensch eben «daheim» ist. Ist er das aber wirklich? Hätten wir diese Frage vor 150 Jahren gestellt, so hätten wir sie, zumindest für das Baselbiet, leichteren Herzens bejahen können als heute. Damals spielte sich das ganze Leben, Arbeit, Geselligkeit, Essen, Schlafen, Geburt, Hochzeit und Tod für die meisten in ihrem Dorf ab. Wir hätten allerdings damals trotzdem nicht von einer einheitlichen Dorfkultur sprechen können, sondern es lebten zwei oder drei Gruppen nebeneinander, die sich in ihrer Arbeit und deren Rhythmus und, bedingt dadurch, in ihren Lebensgewohnheiten, Bedürfnissen und Anschauungen deutlich voneinander abhoben:

1. *Die Bauern:* Ihre Arbeit war im wesentlichen bestimmt von der Natur, dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, der Witterung, den Bodenverhältnissen; ihre Nahrungs-, zum Teil sogar ihre Kleidungsansprüche wurden durch Selbstversorgung gedeckt.
2. *Die Arbeiterbauern:* Ihnen mochten ein winziger Fleck Land und ein, zwei Stück Vieh gehören, die ihnen die wichtigsten Nahrungsbedürfnisse stillen halfen; im übrigen verkauften sie ihre Arbeitskraft als Taglöhner an die wohlhabenderen Bauern und waren zusätzlich noch darauf angewiesen, mit Hilfe ihrer Frauen und Kinder am Seidenbandwebstuhl ein Weniges dazuzuverdienen, um sich über Wasser halten zu können.

3. *Die besitzlosen Heimarbeiter*¹: Sie lebten in völliger Abhängigkeit von den städtischen Bändelherren, vom Webstuhl, den diese ihnen zur Verfügung stellten, vom kleinen Lohn, der ihnen von denselben Herren für die fertiggewobene Ware ausbezahlt wurde. Für sie waren Witterung und Jahreszeiten von völlig nebensächlicher Bedeutung, auch die Tageszeiten wurden übergangen, etwa dort, wo der Webstuhl 24 Stunden lang lief und Mann und Frau einander beim Weben ablösten. Ihr Tag, ja ihr Leben wurde «mit der Elle» gemessen (der Länge gewobenen Bands), statt von Sonne und Regen waren sie abhängig von den ihnen ebenso undurchsichtigen, fremden Mächten Hochkonjunktur und Flaute; die Zahltage waren ihre Festtage, durch sie empfing das Leben seinen Rhythmus. Beim Weben war jeder für sich allein, isoliert von den andern, nicht in einer fröhlich-geschäftigen Gemeinschaft wie etwa beim Heuen oder Dreschen, was den Hang zum Grübeln, wohl auch die Empfänglichkeit für pietistische Gedanken fördern mochte. Ihre Nahrung mußten die Arbeiter kaufen, ihre Bedürfnisse waren andere: sie brauchten den teuren Kaffee, um sich bei der höchst monotonen und eben einsamen Arbeit wach zu halten, das Brot, das nicht noch speziell zubereitet werden mußte, also keine kostbare Zeit stahl und keine Kochkenntnisse erforderte, die zu erwerben die Ärmsten der Armen nie Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, weil sie von früher Kindheit an in den Arbeitsprozeß eingespannt waren. Aus der Volkszählung von 1774 wissen wir, daß schon damals die letzten beiden Gruppen, Taglöhner und Arbeiter, zusammen etwa dreimal so groß waren wie die der Bauern und daß ihre Zahl in den folgenden Jahrzehnten noch stieg.

Um auf unsere Frage zurückzukommen: um 1820 herum, für viele Gemeinden auch noch 50 bis 100 Jahre länger, war das Dorf wohl Heimat und ausschließlicher Lebensraum seiner Bewohner, aber doch *in seiner Existenz und seiner Kultur entscheidend mitbestimmt durch die von außen herangetragenen Erfordernisse der Arbeit*, der Heimindustrie. Der von etwa 1830 an erfolgende Schritt zur *Fabrikindustrie* und Fabrikarbeit war logisch, ja zwangsläufig und mochte vielen nicht einmal groß erscheinen. Allerdings brachte er als bedeutsames Novum die *Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz*. Für einige tausend Baselbieter hieß das im Lauf des 19. Jahrhunderts ganz radikal: Verlassen der dörflichen Heimat und Ansiedlung in der Stadt oder ihren unmittelbaren Vororten. (Die Bevölkerung im Kanton nahm bis etwa 1920 ab.) Zwar drang die Fabrikindustrie allmäh-

¹ Zur Seidenbandindustrie (als Heim- und Fabrikarbeit) sei auf die neueste Publikation hingewiesen: MARTIN SCHAFFNER, Die Basler Arbeiterbevölkerung im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte ihrer Lebensformen. Diss Basel 1972. (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft Bd. 123). Zum durch die Industrialisierung bedingten kulturellen Wandel vgl. EDUARD STRÜBIN, Baselbieter Volksleben, Basel² 1967, S. 74ff. Ferner die Untersuchungen von BRAUN im wirtschaftlich ähnlich strukturierten Zürcher Oberland: RUDOLF BRAUN, Industrialisierung und Volksleben, Erlenbach/Zürich und Stuttgart 1960. Ders., Sozialer und kultureller Wandel, Erlenbach/Zürich und Stuttgart 1965. Zur Wirtschaftsgeschichte von Baselland vgl. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte von Baselland, herausgegeben von der Basellandschaftlichen Kantonalbank (zu ihrem hundertjährigen Jubiläum), Liestal 1964, insbesondere die Aufsätze von ADOLF BALLMER und GEORG SIEGRIST.

lich auch aufs Land, Textil-, Maschinenbau- und Uhrenindustrie etwa, letztere 1853 vom Staat angesiedelt im Waldenburgertal, das durch den Bau des Hauenstein-Eisenbahntunnels und den dadurch zu erwartenden Wegfall der Einnahmen aus dem Passverkehr zu verarmen drohte². Zwischen den beiden Weltkriegen erlebten vor allem die Vororte (Muttenz, Pratteln, Birsfelden z.B.) eine stürmische Industrialisierung (1937 Beginn der Überbauung Schweizerhalle), andere Gemeinden erhielten erste kleinere Fabriken (z.B. Gelterkinden), und in den letzten Jahrzehnten hat die Welle weitere Dörfer erfaßt. Das heißt, daß Wohn- und Arbeitsort für in der Industrie Beschäftigte auch wieder räumlich zusammenfallen können³. Fast noch auffälliger aber ist das etwa 1930 einsetzende *Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsort*, ermöglicht durch die verbesserten Verkehrsverhältnisse, spezielle Einrichtungen wie Arbeiter-Autobuskurse und Werkszubringerdienste und vor allem durch die rasante Zunahme des privaten Motorfahrzeugbesitzes. Wir wissen, daß das Pendeln gerade im Kanton Baselland zu den auffälligsten und verbreitetsten Erscheinungen des modernen Lebens gehört⁴. Im Kantondurchschnitt sind über 50% der Berufstätigen Pendler, in einzelnen Gemeinden mehr. Ihre Wohnorte sind in der Hauptsache kleinere, teils eher abgelegene Gemeinden ohne oder mit nur kleinen eigenen Industriebetrieben, wie Itingen (mit über 80% Wegpendlern), Diepflingen, Lupsingen, Ramlinsburg (mit 70 bis 80%), Arboldswil, Känerkinden, Lampenberg, Lauwil, Rickenbach, Augst (mit 50 bis 60%) – oft Dörfer, die früher einen besonders hohen Bestand an Bandwebstühlen aufwiesen (z.B. Arboldswil Diepflingen, Lampenberg, Lauwil, Lupsingen, Ramlinsburg)⁵. Oder es sind Gemeinden in Stadtnähe, die als angenehme moderne Wohnorte für in der Stadt Beschäftigte dienen: Bottmingen, Füllinsdorf mit 70 bis 80%, Allschwil, Biel-Benken, Binningen, Frenkendorf, Münchenstein, Pfeffingen, Reinach mit 60 bis 70%, Aesch, Birsfelden, Ettingen, Oberwil, Thewwil mit 50 bis 60% Pendlern. In letzteren Gemeinden ist eine gewaltige Bevölkerungsvermehrung innerhalb der letzten 20 Jahre festzustellen, und sie weisen alle eine hohe jährliche Fluktuation (bis 25%) auf, wie überhaupt der Kanton einen überdurchschnittlich hohen Anteil an mobilen Bevölkerungsteilen, an jährlichen Zu- und Wegzügern, aufweist, nämlich ein Sechstel der Gesamtbevölkerung⁶.

Ich habe auf alle diese Dinge hingewiesen, um sichtbar zu machen, wie *relativ* die Gleichung Wohnort = Heimat ist. Es wäre vielleicht einzu-

² Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft, herausgegeben von der Regierung des Kantons Basellandschaft, Bd. 2, Liestal 1932, S. 550f. (verf. von K. WEBER).

³ Vgl. die graphische Darstellung der industriellen Arbeitsplätze in Baselland 1960 in: Beiträge zur Entwicklungsgeschichte (wie Anm. 1) S. 314.

⁴ Vgl. GEORG SIEGRIST, Die Bevölkerungsentwicklung, in: Beiträge zur Entwicklungsgeschichte (wie Anm. 1). Die Zahlen beziehen sich auf 1960, finden sich detailliert aufgeführt auch in den Statistischen Jahrbüchern des Kantons Baselland. Die Zahlen für 1970 sind noch nicht publiziert.

⁵ Vgl. die vollständigen Angaben über die Zahl der Bandwebstühle 1908 bei EMIL THÜRKAUF, Verlag und Heimarbeit der Basler Seidenbandindustrie. Stuttgart 1909. (Basler volkswirtschaftliche Arbeiten Bd. 1.)

⁶ Vgl. GEORG SIEGRIST (wie Anm. 4) S. 43f.

wenden, daß es in der Schule ja vor allem um Kinder, nicht um Erwachsene, geht, die in Heimatkunde unterrichtet werden sollen. Trotzdem – auch auf ihr Leben wirkt sich diese Tatsache direkt oder mittelbar aus. Für viele Familien ist der Wohnort eben nicht mehr gegeben, sondern er wird *gewählt*, und diese Wahl wird weitgehend durch die Arbeit und den Arbeitsort bestimmt, und nicht umgekehrt, so daß man sich mit einigem Recht fragen könnte, ob nicht eher der Arbeitsort, d.h. der Betrieb, «Heimat» ist. Mir scheint, beide Fragen, bezogen auf den modernen in der Industrie tätigen Menschen (auch den Verwaltungs-, Bank- und Versicherungsangestellten und viele andere), gehen an einer wesentlichen Erkenntnis vorbei: das Leben der meisten Menschen spielt sich heute im Dualismus, in der *Polarität zweier Sphären* ab, der *öffentlichen*, gekennzeichnet durch zahlreiche von sachlichen (unpersönlichen) Interessen bestimmten Beziehungen, und der *privaten*, die eine Tendenz zur Individualisierung, oft auch zur Abschirmung aufweist. Und es sind in erster Linie sachliche Interessen, die zur Wahl sowohl des Arbeits- wie des Wohnorts führen; z.B. können eine der Ausbildung und den Fähigkeiten entsprechende, gut bezahlte Arbeit, besondere Aufstiegsmöglichkeiten, günstige Arbeitszeiten, Aussicht auf Fortbildung oder Auslandaufenthalte die Wahl einer bestimmten Firma begünstigen, niedere Mieten respektive Bodenpreise oder werkeigene Siedlungen, gute Luft, günstiger Steuersatz, Möglichkeit zur nebenberuflichen beschränkten Kleintierhaltung, Landwirtschaft oder wenigstens Gartenarbeit oder gute Schulen für die Kinder zur Wahl eines bestimmten Wohnorts führen. Daneben können natürlich auch private Motive wirksam sein, z.B. persönliche Beziehungen zu einem Betrieb (dem väterlichen Geschäft, einem Familienunternehmen) oder zu einem seiner Leiter (hier wird dann aber rasch auch wieder ein sachliches Interesse ins Spiel kommen, die Aussicht auf Beförderung nämlich), oder die herkommensmäßige Bindung an einen Ort, eventuell verbunden mit Landbesitz (wodurch wieder ein sachliches Interesse gegeben ist!), aber diese privaten, individuellen Motive werden doch immer seltener den Ausschlag geben.

Nun ist es nicht so, daß wir Wohn- und Arbeitsplatz pauschal zur öffentlichen Sphäre erklären können und die private Sphäre sich nur noch im Familienleben realisieren sehen. Zur privaten Sphäre eines Menschen gehören doch auch alle jene Gruppen, an denen er aus persönlichen Gründen, aus Freude, Neigung, Begeisterung teilhat – Freundschaften, Vereine, Kollegengruppen, Nachbarschaft, Verwandte, um nur ein paar Stichworte zu geben. (Die Soziologie nennt sie Primärgruppen.) Und wenn wir Heimat nicht nur geographisch, sondern auch geistig als den Lebensraum definieren, dem der Einzelne sich als zugehörig empfindet, der für ihn das Vertraute, Nächste bedeutet, wird deutlich, daß Heimat *quer* durch Wohn- und Arbeitsort geht, daß der Mensch in beiden Bereichen einen Teil seines individuellen Lebens realisiert (und darüberhinaus an beiden auch bloß ein unpersönlich-sachliches Interesse hat). Er ist an beiden Orten daheim und nicht daheim, beide bestimmen ihn, und er wiederum beeinflußt beide, was zu mannigfachen Verflechtungen führt.

«Heimatkunde» erfährt nach dieser meiner (ich möchte das betonen) persönlichen Definition eine relativierende Einschränkung, aber auch eine Ausweitung, indem ich meine, daß auch der Arbeitsort, der Betrieb als Heimat von ihr gesehen und beschrieben werden sollte. (Deshalb ist das Thema «Industrievolkunde» wohl auch in das Programm dieser Arbeitswoche aufgenommen worden.) Nichts liegt mir übrigens ferner, als die im Kanton Baselland seit langem betriebene großartige heimatkundliche Arbeit (von der ich auch bei der Zusammenstellung dieses Referats profitiert habe), zu kritisieren, am wenigstens die neuen Ortsmonographien, die, wie Dr. Strübin neulich schrieb⁷, ein wenig zum Trotz (sowohl der Spötter wie der Beweihräucherer des Heimatbegriffs) «Heimatkunden» heißen. Gerade sie enthalten oft recht viel auch zu meinem Thema, z.B. Bemerkungen zur Geschichte der Industrialisierung überhaupt, wie der einzelnen Betriebe, Angaben über Bevölkerungs- und Berufsstruktur der Gemeinden, über Pendler, Verkehrsprobleme, Lebensstil, Freizeitbeschäftigungen und Vereine.

Ich möchte, vom Betrieb, nicht vom Ort ausgehend, Ihre Aufmerksamkeit auf einige weitere Aspekte lenken. Hinweise müssen genügen.

Der Mensch im Industriebetrieb hat sich einem hierarchischen System, der formalen Organisation, unterzuordnen. In ihr ist ihm, entsprechend seiner Ausbildung und seinen Fähigkeiten, eventuell auch aufgrund weiterer Eigenschaften, eine Position zugewiesen, und es wird von ihm eine vorgeschriebene Leistung und ein bestimmtes Verhalten erwartet. Abweichungen, die die Leistung oder das Funktionieren der Organisation oder auch ihr Ansehen nach außen beeinträchtigen oder auch nur stören könnten, werden nicht toleriert. (Das Leben in der Gemeinde dagegen folgt nicht einem hierarchischen Schema, sondern demokratischen Spielregeln.) Dafür verleiht die Position im Betrieb und die Art, wie sie ausgefüllt wird, dem Träger ein bestimmtes Ansehen, von den Soziologen Status und Prestige genannt. Das Ansehen ist nicht für jede Position dasselbe, auch nicht bei gleichem Lohn oder gleicher hierarchischer Stufe. Es wirkt auch im Privatleben, d.h. auch an seinem Wohnort wird der Einzelne vor allem nach seiner beruflichen Stellung, seiner Ausbildung und seinem Einkommen eingeschätzt und geschätzt. Solches berufliches Ansehen gab es natürlich früher schon, ich erinnere an die Respektspersonen Pfarrer und (im 19. Jahrhundert vor allem) Lehrer, umgekehrt an die Sonderstellung der «unehrlichen Leute», z.B. des Henkers im Mittelalter, des Schmieds in manchen Naturvölkern. Auch die Baselbieter Heimposamenter hatten ein eigenes Ansehen und betontes Selbstgefühl und spürten den Prestigeverlust empfindlich, den sie erlitten, als sie in die Seidenbandfabriken der Stadt zur Arbeit kamen und vom Bürgertum eben als «Arbeiter» klassiert wurden⁸. Immerhin dürfte sich generalisierend doch feststellen lassen, daß neben dem Beruf früher stark auch Herkommen und Besitz das Prestige eines Menschen bestimmten, Dinge, die in einer Zeit starker Schichten-Mobilität, wie der

⁷ EDUARD STRÜBIN, Über Heimatkunde und schweizerische Heimatkunden im 19. Jahrhundert, in: SAVk 67, 1971, S. 60.

⁸ Vgl. MARTIN SCHAFFNER (wie Anm. 1) S. 6 und 52–54.

unseren, von anderen berufs- und auch firmengebundenen Statussymbolen ein wenig verdrängt werden.

Ein weiteres Kennzeichen des Betriebslebens: die Arbeitszeit ist starr, zumindest vorläufig noch, obwohl sich hier ein Aufweichen, d.h. die Entwicklung zur gleitenden Arbeitszeit anbahnt. Sie hat ihren Ursprung, wie Sie wohl wissen, nicht etwa im Bemühen, dem Arbeitenden ein größeres Maß an persönlicher Freiheit zu gewähren, sondern in Verkehrsproblemen. Auch sonst ist die Arbeit von Terminen aller Art, von der Dauer einzelner Produktionsabläufe, dem Tempo der Maschinen u.ä. diktiert, es ist ein Arbeiten nach der Uhr, nicht nach der Natur, sogar dort, wo, wie z.B. beim Industrieforscher, schöpferische Arbeit verlangt wird. Um so stärker ist das Bedürfnis, nach der Arbeit dem Zwang zu entfliehen, auch wenn dazu weder Kräfte noch Fähigkeiten noch Möglichkeiten vorhanden sein sollten. Der Feierabend und das lange Wochenende sind «heilig», sie geben der Tages- und Wochenarbeit ihren Rhythmus und sind manchmal mehr noch als die Arbeit Ziel und Gegenstand der Befriedigung. Große Wirtschaftszweige hängen allein davon ab (Tourismus, Schausport, Unterhaltungs- und Freizeitindustrie, teilweise auch die Massenmedien). Der Jahreslauf ist gegliedert nach den Lohnterminen (bei Auszahlung z.B. am 25. währt der Monat nicht vom 1. bis zum 31., sondern eben vom 25. bis zum nächsten 25.), nach den Ferien und nach den bezahlten Freitagen (Neujahr, 1. Mai, Auffahrt – oft mit dem darauf folgenden Wochenende verbunden, und die um einen 2. und sogar 3. Tag verlängerten anderen christlichen Feste Ostern, Pfingsten, Weihnachten). Wie wichtig diese Rhythmisierung ist, spürt gerade auch die Schule, der gegenüber z.B. immer wieder die Forderung nach Fünftagewoche und englischer Arbeitszeit erhoben wird; auch der freigegebene Samstag vor Pfingsten ist wohl eine Konzession an die in der Industrie tätigen Schülereltern. Auch die Konsumgewohnheiten sind abhängig von solchen Faktoren; ich meine damit nicht nur die Sparmenüs in den Tagen vor der nächsten Lohnzahlung, sondern auch die gesteigerte Einkaufstätigkeit vor Weihnachten und/oder im Frühling, wo meistens die jährlichen Gratifikationen ausbezahlt werden, die vor allem für größere Anschaffungen gebraucht werden.

Der Industriebetrieb ist aber, trotz den vielen regelnden Vorschriften und Ansprüchen, kein Mechanismus, sondern ein soziales Gebilde. So sehr der Mensch bestrebt ist, Arbeit und Privatleben zu trennen, so nimmt er doch persönliche Beziehungen und individuelle Ansprüche mit in den Betrieb hinein und gestaltet durch sie seine Arbeit mit, und umgekehrt können sich arbeitsbedingte Kontakte für ihn zu Freundschaften entwickeln, die auch in der privaten Sphäre gelten, und im Betrieb erworbene oder eingeübte Fähigkeiten und Verhaltensformen wirken sich auf seine Freizeit, sein Familienleben aus. Die Soziologie hat schon in den dreißiger Jahren die Bedeutsamkeit der auf Sympathie und Antipathie beruhenden sogenannten informellen Gruppen erkannt und ihren Einfluß auf Betriebsklima und Arbeitsleistung nachgewiesen⁹. Auch die Volks- und

⁹ In der berühmten von ELTON MAYO geleiteten Untersuchung der Hawthorne-Werke in Chicago.

Heimatkunde muß diese Erkenntnisse sich zu eigen machen, sind es doch gerade die informellen Gruppenbeziehungen, die den Arbeitsort zur «Heimat» werden lassen können. Sogar die Unternehmensführung hat die wissenschaftlichen Ergebnisse zur Kenntnis genommen und versucht, sie sich zu Nutzen zu machen, indem sie etwa durch eine gemütliche Möblierung der Kantine, durch spezielle Freizeitanlagen, durch Betriebsfeste oder -ausflüge der Bildung informeller Gruppen Vorschub zu leisten, dadurch die Bindung an den Betrieb zu festigen und mittelbar, vielleicht heute meist unbewußt, die Leistung zu steigern sucht. Wie weit die Betriebsangehörigen selbst ihren Arbeitsplatz persönlich gestalten (durch Bilder und anderen Schmuck, auch Blumen) und die Ereignisse des privaten Lebens, Geburtstag, Verlobung, Hochzeit, Geburt von Kindern, Todesfälle, in das Betriebsleben hineinzuziehen versuchen, müßte einmal genauer untersucht werden. Daß für die verschiedenen Anlässe Geld für Geschenke und Blumen gesammelt, auch wohl kleine Feiern veranstaltet werden, läßt sich vielfach beobachten. Ob dieses Bedürfnis allgemein verbreitet oder auf bestimmte Berufs- oder Arbeitsgruppen beschränkt ist und von anderen abgelehnt wird, auch ob und weshalb solche Unterbrüche im täglichen Betriebsablauf auf Zustimmung oder Ablehnung der Betriebsleitung stoßen, ist vorläufig nicht bekannt. Üblich hingegen und oft bereits in der Fabrikordnung oder speziellen Reglementen festgehalten ist das festliche Begehen der 25- und 40jährigen Betriebszugehörigkeit. Die Kollegen (!) sammeln, oder die Betriebsleitung setzt, zur Vermeidung von Umtrieben, einen festen Betrag aus, wofür sich der Gefeierte etwas wünschen darf; ein Gabentisch wird sorgfältig aufgebaut, nach oft tagelangen Beratungen, und der Jubilar selbst darf sich auch nicht lumpen lassen, sondern fährt mit Kuchen, belegten Brötchen und Getränken auf, wobei Alkohol meist verboten und ebenso-oft trotzdem getrunken werden darf... Bei der Pensionierung, auch bei Stellenwechsel, Übertritt in eine andere Abteilung oder Beförderung, kann Ähnliches vor sich gehen. Das Leben im Betrieb bekommt dadurch Höhepunkte.

Es sind nicht nur die Fabrikbetriebe, die ihren Angehörigen durch das Aufstellen oder Zulassen eines solchen eigenen Festkalenders, durch Hauszeitungen und Freizeiträume (die teilweise mit der Familie benutzt werden dürfen) ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, von Heimat zu vermitteln suchen. Die politischen Gemeinden als Wohnorte verfahren ganz ähnlich – ich erinnere Sie an Dorffeste, Broschüren und Willkomm-Abende für Neuzuzüger usw.¹⁰, weise außerdem auf die vom Kanton Baselland in Auftrag gegebene soziologische Untersuchung zur politischen Partizipation hin¹¹. Ihr Ziel war, Möglichkeiten zu suchen, um das Interesse des Einzelnen an Gemeinde- und Kantonspolitik (auch das ja ein Teil der Heimat) zu wecken oder zu stärken (Baselland gehört seit

¹⁰ In seinem Vortrag «Heimatkunde als Kultatkunde», gehalten zu Beginn der Liestaler Arbeitswoche, ging EDUARD STRÜBIN ausführlich und mit einer Fülle schöner Beispiele auf dieses Thema ein.

¹¹ Die Ergebnisse dürften demnächst einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich sein. Es wird sich auch für die Heimatkunde lohnen, sie zu studieren.

langem zu den Kantonen mit der niedrigsten Stimmabstimmung). Ähnlich gehen auch die Kirchengemeinden vor mit Besuchskreisen, kulturellen Veranstaltungen, Vorträgen zu aktuellen Themen, Tee nach dem Gottesdienst, periodischen Suppenlunches (meist mit wohltätigen Zwecken verbunden) und jährlichem Bazar. Man könnte beinahe von einem Wettstreit um das Interesse und die Zuneigung oder Gunst des Einzelnen sprechen. Beachten Sie, wie dabei als besonders wichtig immer wieder dieselbe höchst traditionelle Form, das gemeinsame Essen und Trinken nämlich, gewählt wird!

Es ist keine Frage, daß solche Beziehungen nicht nur nötig, sondern vom Menschen bis zu einem gewissen, je nach Alter, Zivilstand und vielleicht noch anderen Faktoren wohl verschiedenen Grad auch gesucht, begrüßt und gepflegt werden. Daneben besteht aber in für unsere Zeit wohl charakteristischer Weise eine oft eifersüchtig gehütete, nur den nächsten Angehörigen offene ganz private Sphäre, ein wenn auch kleines Stück ungebundener Freiheit, die für manchen wohl die eigentlichste Heimat seines Ichs darstellt. Diese Einschränkung müssen sowohl Volks- wie Heimatkunde wie auch Soziologie (die einmal die Theorie vom homo sociologicus aufgestellt hat) anerkennen. (Sie tun es auch.) Der ganze Mensch entzieht sich ihnen, was bleibt aber, ist immer noch groß und würdig genug.

Ein Vierteljahrhundert Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft

Im Mai 1947 wurde in Bern die erste Abgeordnetenversammlung der SGG durchgeführt, zu deren Gründungsmitgliedern die SGV gehört. Unsere vielfach bewährte Dachorganisation, der heute 29 wissenschaftliche Vereinigungen angehören, hat unter dem Titel «25 Jahre SGG» eine *Denkschrift* herausgebracht, in der Geschichte, Aufgaben und Ziele der SGG und ihrer Tochtergesellschaften dargelegt sind. Zudem zeigt die SGG in der Berner Schulwarte (Helvetiaplatz 2) vom 21. September bis 29. Oktober 1972 eine *Ausstellung* unter dem Titel «Die Geisteswissenschaften im Dienste der Gesellschaft» (Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag: 10–12 und 14–17 Uhr; Sonntag: 10–12 Uhr; Mittwoch und Freitag auch 20–21.30 Uhr; Eintritt frei). Alle Tochtergesellschaften stellen sich hier optisch (und teilweise auch akustisch) vor, und sämtliche Forschungszweige, die unter ihrem Patronat stehen, orientieren über ihre Methoden und Ergebnisse. Unsere SGV hat zudem die Möglichkeit erhalten, zweimal im Vortragssaal der Schulwarte Filme über altes Handwerk vorführen zu lassen: am 6. Oktober um 20.15 Uhr (mit Paul Hugger) und am 13. Oktober zur gleichen Zeit (mit Claude Champion). Am 28. Oktober (nachmittags) halten an einem Podiumsgespräch in der Berner Universität über «Volkskunde zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaften» Arnold Niederer und Hans Trümpy die einführenden Referate.

Ty